

Religion im Alltag

Was bewegt Sie, etwas zu bewegen?

Aus der Interviewreihe, die von Studierenden des Hamburger Priesterseminars
anlässlich einer Exkursionswoche im Juni 2008 geführt wurden:

Wolfgang Gutberlet – Unternehmer, tegut

Cordula Wächtler – Leiterin des Friedhofsamtes Hannover

Margret und Dieter Scharmer – Demeter Landwirte

2009 | Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft

Redaktion | Ulrich Meier

Layout | Heidemarie Ehlke

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Broschüre oder Teile dieser Broschüre dürfen nicht vervielfältigt, in Datenbanken gespeichert oder in irgendeiner Form, auch nicht elektronisch oder fotomechanisch (Fotokopieren, Aufnahmen etc.), übertragen werden.

Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft

Mittelweg 13 | 20148 Hamburg

Telefon 040 44 40 54-0

Telefax 040 44 40 54-20

info@priesterseminar-hamburg.de

www.priesterseminar-hamburg.de

Vorbemerkung

Anfang Juni 2008 konnten wir mit den Studierenden des Hamburger Priesterseminars ein Exkursionsprojekt realisieren, das den schlichten Titel „Religion im Alltag“ trug. Anders als in den Vorjahren, in denen die Studentengruppen Gemeinden der Christengemeinschaft in den unterschiedlichen Regionen Deutschlands und Europas besucht hatten, stand für dieses Projekt der berühmte „Blick über den Tellerrand“ im Vordergrund. Die Durchführung dieser außergewöhnlichen Exkursion wurde uns durch die Mithilfe einer Stiftung ermöglicht.

In vier Reisegruppen besuchten die vorbereiteten Interviewer insgesamt 24 Persönlichkeiten, die in den unterschiedlichsten Lebensbereichen (Publizistik, Unternehmensführung, soziale und pädagogische Projekte, Medizin, Landwirtschaft u.a.) bemerkenswerte Initiativen entfaltet hatten. Die Zielsetzung für die Begegnungen haben die Studierenden Ihren Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern vorab mit den folgenden Zeilen charakterisiert:

„Was bewegt Sie, etwas zu bewegen? – Als Studierende am Priesterseminar der Christengemeinschaft in Hamburg spielt für uns Religion naturgemäß eine zentrale Rolle. Unsere Idee mit der Projektwoche ist, Menschen in anderen Lebenszusammenhängen zu treffen und etwas über die Motivation für ihre Projekte zu hören. Wir interessieren uns für den Quell, aus dem sie die Kraft zur Verwirklichung Ihrer Lebensziele schöpfen.“

Auf Bitten einzelner Interviewpartner wurden auch einige konkrete Fragen notiert: „Was gab den Anstoß zu Ihrem Engagement? Haben Sie Ihr Lebensprojekt gesucht oder hat es Sie gefunden? Gab oder gibt es Widerstände? Wie gehen Sie mit der Balance von Geduld und Gestaltungswillen um? Stehen Sie eher allein oder arbeiten Sie mit Partnerinnen bzw. Partnern zusammen?“

Die Begegnungen wurden zum großen Teil aufgezeichnet und etwa zur Hälfte von den Interviewern in Schriftform umgewandelt. Aus diesem Fundus haben wir jetzt drei Gespräche ausgewählt und behutsam bearbeitet, um die lebendige Gesprächsatmosphäre für die Leserinnen und Leser zu erhalten. Die Texte sind demnach nicht als ausformulierte Darstellungen zu verstehen, sondern geben bewusst den Eindruck des gesprochenen Wortes wieder.

Mit dieser etwas umfangreicheren Jahresgabe möchten wir Ihnen als Freunden und Förderern des Hamburger Priesterseminars am Ende dieses Jahres wiederum einen Einblick in unsere Arbeit geben und verbinden damit unseren Dank in verschiedene Richtungen:

Auf diesem Wege möchten wir uns bei allen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern bedanken, die sich an unserem Projekt beteiligt haben und sich Zeit und Kraft für die Begegnung mit den Studierenden genommen haben. Ein besonderer Dank geht dabei an Cordula Wächtler, Margret und Dieter Scharmer, sowie Wolfgang Gutberlet, die ihr Einverständnis zu einer Veröffentlichung der zum Teil sehr persönlichen Gesprächsbeiträge an den begrenzten Kreis unserer Freunde gegeben haben.

Persönlich möchte ich mich als Projektverantwortlicher bei den Studierenden und Mitarbeitern des Seminars für das weit über die üblichen Arbeitszeiten hinausgehende Engagement zur Realisierung dieses Projekts und der Dokumentation bedanken. Namentlich seien hier die Namen derjenigen aufgeführt, die für die Textbearbeitung gesorgt haben: Mathijs van Alstein, Markus Harm, René Just, Julia Kaas, Johanna Kiesow, Angélique Klinker, Heiko Kraeft, Doris Quirling, Ulrich Meier und Miriam Röger.

Im Namen der Seminarleitung und der Mitarbeiterinnen verbinde ich mit diesem kleinen Geschenk den von Herzen kommenden Dank an alle Spender und Förderer, die das Studieren und Leben am Hamburger Priesterseminar durch ihren kontinuierlichen Förderwillen möglich machen.

HAMBURG, DEN 5. NOVEMBER 2009. *ERICH COLSMAN*



Interview Wolfgang Gutberlet

Donnerstag | 5. Juni 2008 | Firmenzentrale tegut | Fulda

Teilnehmer | Wolfgang Gutberlet, Markus Harm, Julia Kaas, Miriam Röger

JULIA KAAS: Aus welchem Quell nehmen Sie die Kraft für Ihr Engagement?

WOLFGANG GUTBERLET: Ich will Ihnen dazu etwas erzählen, was ich heute morgen gelernt habe. In der Morgenandacht haben wir uns mit der Evangelienstelle beschäftigt, in der davon die Rede ist, wie Jesus den Zöllner Matthäus als Jünger berufen hat. Die Pharisäer regen sich auf, dass er sich mit den Sündern abgibt und Jesus erwidert: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer. Denn ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten.“ (Mt. 9,13) Für mich heißt dieses Wort Jesu: Ich interessiere mich für diejenigen, die auf dem Weg sind. Die nicht mehr auf dem Weg sind, die Gerechten, sind eigentlich uninteressant.

Das fasziniert mich immer wieder: In der Bibel sind die 99 Schafe uninteressant – das eine aber, das sich bewegt, das Schaf, das gerade seinen Zustand verändert, ist interessant. 99 Denare sind uninteressant, aber der eine,

der verlorengeht, ist interessant. Mathematisch gesehen könnte man auch sagen: Das Steigen und Fallen der Zahlen ist interessant, aber der Bestand ist eigentlich egal, der interessiert nicht.

Diese Faszination an dem, was sich bewegt, ist ein wesentlicher Quell für mein Engagement. Aber ich komme in der Analyse nicht auf ein Motiv, sondern auf vielfältige Motive. Am meisten regt mich das Feedback von anderen Menschen an. Ich glaube, das ist nicht nur bei mir der Fall: Die Menschen um uns herum haben einen enormen Einfluss auf die Entwicklung unserer Motive. Was durch unsere Mitmenschen wirkt und inwieweit der Engel daran mitwirkt – auch deren Engel, der mit meinem Engel in Kontakt ist – das ist eine ganz andere Frage. Ob mir meine Schicksalsbereitung und mein Karma in den anderen Menschen entgegentritt, kann ich leider meist nicht direkt erkennen. Darum reagiere ich zunächst auf das Phänomen, das ich aus dem Feedback der anderen Menschen wahrnehmen kann.

JULIA KAAS: Wie gehen Sie mit Erfolg um? Was ist für Sie persönlich Erfolg? Und wo sehen Sie Chancen und Risiken im Erfolg?

WOLFGANG GUTBERLET: In der Morgenandacht fassen wir unsere Intentionen in Fürbitten zusammen, für mich heute morgen die Bitte, nicht zu vergessen, dass man in den Augenblicken des Glücks und des Erfolgs auch Sünder ist. Meistens sehen wir Erfolg als etwas fraglos Gutes an. Dabei sagt das Wort Erfolg erst einmal nur, dass etwas eingetreten ist, was ich gewollt habe. Aber ob das, was ich gewollt habe, ebenfalls gut ist, bleibt eine andere Frage. Wenn Jesus sagt: "Ich bin gekommen, Barmherzigkeit zu bringen und nicht Opfer zu verlangen«, dann enthält dieser Satz für mich den Sinn, dass zur äußeren Tat des Opfern die innere Haltung der Barmherzigkeit gehört. Bei dem, was wir heute Erfolg nennen, schauen wir einseitig auf die Früchte, aber die sagen nichts über die Motive. Wenn ich jemandem eine Ohrfeige gebe, kann das ganz verschieden motiviert sein. Es kann durchaus positiv motiviert sein, wenn ich ihn vor etwas bewahren will, das für ihn vielleicht gefährlich ist. Ich kann aber auch einfach wütend auf etwas reagieren, was mir von ihm entgegenkommt und schlicht meinen Zorn an ihm auslassen. Das sind zwei völlig unterschiedliche Ohrfeigen.

Wir haben die Neigung, bestimmte Erfolge mit bestimmten Motiven notwendig verknüpft zu sehen. Damit werden wir aber der Wirklichkeit nicht gerecht. Ein Beispiel: Neuerdings wird die Frage gestellt, ob es „gutes“ und „böses“ Kapital gibt? Mit dieser Frage im Hintergrund kann man nicht einfach sagen: Was einen Menschen reich gemacht hat, war selbstverständlich gut. Für mich heißt das in der Konsequenz: Wir dürfen über den Erfolg nicht vorschnell urteilen, weil wir das Motiv zu einer erfolgreichen Tat nicht überschauen. Das Motiv bleibt unsichtbar, ist aber im vollen Wortsinn das eigentlich Bewegende gewesen.

Aus dem gleichen Grund sollten wir über den Menschen und sein Motiv nicht urteilen, solange wir das Motiv nicht kennen. Insofern ist der Erfolg abgelöst vom Motiv gar nichts Wichtiges.

Eine andere Richtung ergibt sich für den Begriff des Gewinns. Für ein Unternehmen gilt: Der Gewinn ist nicht wichtig, der Gewinn ist notwendig. Ohne Gewinn können wir den Lern- und Entwicklungsraum des Unternehmens nicht weiter betreiben. Wir können auch nichts mehr für andere tun. Wirtschaft ist eine Veranstaltung zum Notwendigen: Das Notwendige für andere tun; etwas bereitstellen, was sie brauchen. Damit ist der Vorgang abgeschlossen, aber es geht dabei nicht um Erfolg. Gewinn ist überhaupt kein Erfolg. Es ist für mich erstaunlich, dass der Widerspruch in dem folgenden Satz häufig unbemerkt bleibt: „Kundenorientierung und Nummer Eins sein“. Eigentlich müsste es auffallen, dass es dabei um zwei völlig unterschiedliche Motive geht. Das eine ist eindeutig egoistisch, das andere ist genauso eindeutig altruistisch, aber es wird so getan, als ob die beiden Motive sich vertragen würden. Meiner Auffassung nach muss die Frage jedoch lauten: Was ist das eigentliche Ziel und was ist nur Nebenbedingung? Mir scheint, dass Ziel und Nebenbedingung heute oftmals vertauscht sind: Das Ziel ist jetzt der Gewinn und die Nebenbedingung ist, dass die Kunden kaufen. Eigentlich war es aber umgekehrt: Das Ziel war, dass die Kunden gut bedient werden und die Nebenbedingung ist der Gewinn. Wir müssen den Erfolg wieder umdefinieren.

JULIA KAAS: Wie haben Sie als junger Mensch in die Welt geschaut und Erfolg definiert, im Vergleich zu Ihrer Sicht heute?

WOLFGANG GUTBERLET: Als ich 1971 anfang, habe ich mir ein Leitbild geschrieben. Das auf das Unternehmen bezogene Leitbild verändere ich mit den Mitarbeitern etwa alle sieben Jahre, indem wir es neu formulieren. Ich habe die älteren Versionen alle aufgehoben, auch die erste Fassung von 1971. Kürzlich bin ich geehrt worden, anschließend habe ich mir die Laudatio angeschaut und mit meinem Leitbild verglichen. Was im Unternehmen getan worden ist, entspricht durchaus in vielen Zügen dem, was ich mir damals vorgenommen habe. Aber es gibt auch Entwicklungen. Damals hatte ich zum Beispiel zu wenig Gewinn in das Leitbild geschrieben. Da haben die Mitarbeiter gesagt: Gewinn müssen wir schon machen, das müssen wir hineinschreiben.

Das Leitbild wird immer weiterentwickelt. Heute Mittag habe ich zum Beispiel wieder eine Veranstaltung mit jungen Leuten aus dem Unternehmen, die werden einmal im Jahr zusammengerufen und arbeiten an der Frage: Was würden Sie in diesem Unternehmen verändern, wenn Sie Chef wären? Sie werden in vier Gruppen eingeteilt und spielen mir in Sketchen vor, wie sie das Unternehmen sehen, was ihnen gut oder weniger gut gefällt. Anschließend erklären sie mir, warum sie mir das vorgespielt haben und was sie im Unternehmen ändern würden und geben mir konkrete Empfehlungen. Ich behalte mir allerdings selbst vor, das Leitbild nach solchen Anregungen in Worte zu fassen. Die Mitarbeiter sollen das Leitbild nicht selbst schreiben oder lesen, sondern es muss im Unternehmensalltag erlebbar sein, das ist für sie entscheidend.

MARKUS HARM: Sie werden als Querdenker bezeichnet. Macht Querdenken einsam?

WOLFGANG GUTBERLET: Ja. Wenn Sie die Wahrheit suchen, werden Sie immer einsam. Das sehen Sie an vielen Biografien und in Grundsätzlichkeit bei Christus, wenn er sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Die Menschen können nur eine gewisse Spannung zwischen ihrem eigenen Standort und dem Ziel des Weges aushalten. Wenn ihnen die Spannung zu groß wird, wenden sie sich gegen das, was Spannung erzeugt. Ein Beispiel aus dem Unternehmen: Wenn wir fremde Produkte hereinbringen, gelten sie in der Regel nicht viel bei

unseren Mitarbeitern, weil sie sie nicht gemacht haben. Das ist verständlich, denn der Gedanke dabei ist: Ich mache das Beste und was ich nicht gemacht habe, das kann erstmal nicht gut sein. Wer so denkt, hat aber seine Unvollkommenheit nicht mehr im Blick. Es ergibt sich eine Tendenz, die eigene Schuld nicht zu sehen. In einer gewissen Weise brauchen wir diese Tendenz, um zu überleben. Letztlich geht es um die Frage, ob ich es aushalten will, meinen Doppelgänger zu sehen. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass ich ihn nicht ertrage, deshalb vermeide ich es, ihn anzusehen. Jedenfalls dann, wenn ich nicht genug geübt habe, die Spannung auszuhalten zu können. Aber bevor ich die Spannung nicht aushalten kann, bekomme ich den Doppelgänger nicht zu Gesicht. So lange lebe ich in der Illusion, dass ich eine Ganzheit wäre. Das drückt sich in solchen Phänomenen aus. Ich muss es ja auch bei mir akzeptieren, denn ich bin auch nicht so weit, wie ich könnte oder wollte. Querdenken hat ja nichts mit irgendwelchem Querulantenentum zu tun, sondern es liegt darin, dass ich eine Erkenntnis habe, die aus einer ungewöhnlichen Richtung kommt: Von der Seite und nicht von vorn oder hinten. Aber ich behaupte: Sie ist trotzdem richtig oder wahr. Die anderen Menschen werden entscheiden, ob sie sie ablehnen, weil sie ihnen nicht einleuchtet oder weil sie nicht danach handeln wollen – oder ob sie mitgehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass man dabei einsam wird, ist relativ groß.

Diese Frage hat für mich ebenfalls mit dem Opfer zu tun, von dem wir vorhin sprachen: Wo sind Menschen, die bereit sind, sich zu opfern? Es ist klar: Wer als erstes die Wahrheit sagt, ist in Gefahr, ihr geopfert zu werden. Der Zweite und Dritte auch noch, und der Vierte. In der Natur ist das ganz selbstverständlich, anders geht es nicht. Daraus folgt für mich: „Ohne Opfer gibt es keine Wandlung“. Ohne Opfer gibt es auch keine Erlösung. Wir wollen das nur nicht wahrhaben. Für mich ist das ein Grundgesetz. Es ist das Gesetz, von dem Jesus Christus sagt: „Ich bin nicht gekommen, die Gesetze abzuschaffen, sondern ich will sie erfüllen.“ Das ist eines der Gesetze, die er erfüllen wollte, er wollte zeigen, dass das Gesetz gilt: Opferung, Wandlung, Erlösung. Daran schließt sich für uns die Frage an: Können wir dieses Gesetz akzeptieren? Man merkt ja in seinem eigenen Leben, wie weit man damit gekommen ist und wieviel Weg noch vor einem liegt.

MARKUS HARM: Wie bekommt man ein Gefühl für die Spannung?

Wolfgang Gutberlet: Ich frage mich immer wieder, was ich jetzt wagen kann und was ich vielleicht lieber nicht machen sollte. Man muss aufpassen, dass man nicht zum Narren wird, was auch eine mögliche Form der Einsamkeit bedeuten kann. Es passiert mir phasenweise, dass ich als Narr angesehen werde, aber Gott sei Dank habe ich an ein paar Stellen Recht gehabt.

JULIA KAAS: Also erhielten Sie Autorität im Sinne von Verantwortung ...

WOLFGANG GUTBERLET: ... Autorität, die Wahrheit sagen zu können oder etwas aussprechen zu können, was ein anderer nicht aussprechen kann. Ich muss meine Autorität einsetzen, es ist ja eine sachliche Autorität. Damit kann man Anderes sagen, anders gehört werden.

MARKUS HARM: Das wäre eigentlich wieder ein Opferprozess ...

WOLFGANG GUTBERLET: Genau. Ich muss meine eben gewonnene Autorität wieder verbrauchen. Sie muss geopfert werden, sonst wird mir in Zukunft nichts mehr gegeben. Ich muss sie einsetzen für Entwicklungshilfe und darf keinen Unfug damit machen. Im Unternehmen machen wir inzwischen Dinge, die ich mich lange nicht getraut habe. Jeden Morgen stehen wir in der Geschäftsleitung mit circa 20 Leuten für 15 Minuten zusammen. Es beginnt mit einer stillen Minute. Wir versuchen, uns gegenseitig wahrzunehmen – oder uns selbst wahrzunehmen, das ist bei jedem sicherlich verschieden, einfach eine Minute Ruhe. Dann wird ein Spruch gelesen, den sucht immer einer aus dem Kreis aus. Danach sprechen wir ihn gemeinsam und es gibt – vor allem am Anfang der Woche – ein paar Kommentare dazu: Wie ist er zu verstehen, wo kommt er her, was bedeutet er für uns? Erst dann kommen wir zum Tagesgeschäft. Das heißt, wir beginnen jeden Tag mit einem Sonntagsgedanken, um dann auch zügig in den Werktag überzugehen. Ich habe gewartet, bis die Situation reif ist. Inzwischen traue ich mich sogar zu fragen: Wollen wir damit weitermachen oder wollen wir es einstellen? Die Antwort

aus der Runde ist: Wir wollen weitermachen. Diese Art Tagesauftakt kann den Streit nicht fernhalten, aber er kann eine bessere Voraussetzung, einen besseren Humus für das soziale Miteinander schaffen.

MARKUS HARM: Die Frage nach dem Erfolg haben Sie beantwortet. Wie steht es mit den Durststrecken, den Wendepunkten? Würden Sie die ähnlich motivierend beurteilen in ihrem Leben?

Wolfgang Gutberlet: Durch das Leben habe ich in dieser Hinsicht immer wieder ordentliche Aufgaben gestellt bekommen, es gab immer wieder Ereignisse, die mich gefordert haben. Ich bin entführt worden, unser Haus ist abgebrannt, in einem Jahr hatten wir im Unternehmen eine Krise, in der die Banken mich beinahe abgesetzt und das Unternehmen verkauft hätten. In solchen Situationen können Sie immer wieder bis in das tiefste Mark verunsichert werden. Wahrscheinlich wird es auch weiterhin solche Herausforderungen geben. Man kann nur hoffen, dass man es gut bewältigt, dass es einen nicht zur Verzweiflung kommen lässt. Es ist eine Gnade, wenn Menschen da sind, die einem in solchen Katastrophen zur Seite stehen. Dann gibt es natürlich auch die kleinen Niederlagen, die jeden Tag beschieden werden: Du hast dir etwas vorgenommen und hast es nicht gemacht, das genügt doch eigentlich schon. Misserfolg gibt es aus meiner Sicht genug und wir nehmen ihn auch so wahr. Viel entscheidender sind die Fragen: Wie ernst nehmen wir die Ebene über uns, was ist mit der geistigen Welt? Haben wir sie mit im Auge? Beziehen wir sie mit ein? Wenn ich eine gute Idee habe, wo kommt die eigentlich her? Wenn ein Gespräch gelingt, wem ist es eigentlich gelungen?

MARKUS HARM: Sie haben ja sicher auch viele verschiedene Religionen in Ihrem Unternehmen, wie gehen sie damit um?

WOLFGANG GUTBERLET: Da bin ich tolerant. Ich bin sogar tolerant gegenüber der katholischen Kirche, was gar nicht so leicht ist als Katholik. Wenn ich diese Toleranz aufbringe, kann ich auch anderen Religionen gegenüber tolerant sein. Die Frage ist: Kann man sich darüber unterhalten, was der Weg ist? Kann

man sich darüber unterhalten, wo wir herkommen und wo wir hingehen? Am Sonntag vor einer Woche habe ich mit einem Freund, der früher katholischer Priester war, einen langen Spaziergang gemacht. Er ist jetzt Management-Trainer, weil er mit den Regeln des Klerus und insbesondere mit dem Zölibat nicht zurechtgekommen ist. Er ist der katholischen Kirche weiter verbunden, ist nicht verärgert, aber hat erkannt: Das Priestertum ist nicht meine Lebensform, ich muss in Gemeinschaft leben. Auf der Wanderung haben wir die Frage nach Inkarnation und Reinkarnation bewegt, nach dem Fegefeuer und dem, was auf den Tod folgt. Und am Ende haben wir uns darauf verständigt: Das Stück hier, was wir jetzt gehen, reicht sicherlich nicht aus, um die Qualität zu erlangen, mit der wir Christus gegenüberreten können, mit der wir das Licht Christi aushalten werden.

Darüber konnten wir uns verständigen: Ich weiß, dass ich meinen Weg, den ich hier gehe, fortzusetzen habe: Mit neuer Erkenntnis, indem ich einen größeren Rückblick halte und mir neue Vorhaben setze. Dann werde ich weitergehen können und ich werde das oft machen müssen. Bei der Entwicklungsgeschwindigkeit, die ich habe, fürchte ich, habe ich noch einiges zu tun. Auf diese Weise kann ich mit den meisten Menschen reden. Wir brauchen uns nicht darüber zu verständigen, ob der Weg über Reinkarnation geht oder nicht, ob diese oder jene Lehre richtiger ist. Ich glaube, wir müssen lernen, darauf zu schauen: Wo sind die Gemeinsamkeiten? Wir sollten nicht das Trennende betonen, sondern herausfinden, wo wir Gemeinsamkeiten und wo wir Einsichten haben. Lassen wir doch die Entwicklung zu: Wie tasten wir uns an diese Wirklichkeit heran, wie kommen wir dem näher? Es ist verkehrt, zu sagen: Das ist richtig, das ist falsch. In diesem Sinne habe ich mit den Religionen kein Problem.

JULIA KAAS: Ich bewundere Menschen wie Sie, die für so viele Menschen Verantwortung übernehmen. Ich frage mich, wie man das tragen kann.

WOLFGANG GUTBERLET: Diese Aufgabe hat doch jeder. Sie können die Last der Verantwortung auf jeder Stufe erleben: Meine alte Tante hat genauso viele Probleme wie ich, da gibt es überhaupt keinen Unterschied. Die Frage ist doch: Kann ich mein Bewusstsein mit der wachsenden Verantwortung weiten?

JULIA KAAS: Und wenn das Bewusstsein zwar weit ist, aber das Innere dabei hinterherhinkt, dann ist da ja eine Diskrepanz.

WOLFGANG GUTBERLET: In diese Diskrepanz wachsen, werden herausgefordert. Ich muss meine Angst wandeln in Vertrauen: Ich kann an jeder Stelle sagen: Diese Aufgabe kann ich nicht übernehmen, weil ich gar nicht weiß, wie ich sie bewältigen soll. Die Frage ist doch: Ist es meine Aufgabe oder nicht? Wenn ich aus "Jux und Dollerei" irgendetwas anzettele, dann wird mir wahrscheinlich auch niemand helfen, um wieder rauszukommen. Aber wenn es meine Aufgabe ist, dann wird mir auch die Kraft gegeben werden, sie zu bewältigen. Ich glaube, es geht nicht um die Frage: Habe ich die Kraft dazu?, sondern: Habe ich an dieser Stelle etwas zu tun, bin ich dazu berufen? Wenn ich diese Frage positiv beantworten kann, werde ich der Herausforderung gewachsen sein.

Ich habe mit der Entscheidung, Unternehmer zu werden, sehr gerungen. Es war auch eine Auseinandersetzung mit der Frage: Wenn du den Weg als Unternehmer gehst, kannst du dann Christ sein? Wenn du nach dem Wesentlichen in der Welt fragst, kannst du eigentlich nur Einsiedler werden. Dies schien meine Alternative: Übernehme ich das Unternehmen oder werde ich Einsiedler? Die Antwort ist heute noch für mich ein ständiges Ringen: Wenn ich eine Mitte bilden will, muss ich mit den Beinen auf der Erde und mit dem Kopf im Himmel sein. Inzwischen glaube ich, dass ich mich richtig entschieden habe. Indem ich meinen Weg mit diesen Gedanken und der Selbstkritik gegangen bin – mit dem Bewusstsein, wie gefährlich es für mich ist, wenn ich in diese Richtung gehe. Sicher habe ich nicht das erreicht, was ich hätte erreichen können. Aber ich habe an der Stelle, an der ich meine Aufgabe übernommen habe, doch etwas verändert. Man kann halt nicht alles machen

MARKUS HARM: Nicht in diesem Leben.

WOLFGANG GUTBERLET: Nicht in diesem Leben, ja.



Interview mit Cordula Wächtler

Donnerstag | 12. Juni 2008 in Hannover | Friedhof Seelhorst

Teilnehmer | Cordula Wächtler, Scharouquine Beityonan, Heiko Kraeft, Ulrich Meier

ULRICH MEIER: Was motiviert Sie, Ihre Arbeit zu machen? Gibt es für Sie eine Art Religion, aus der Sie schöpfen, die Sie zum Beispiel auch auf die interessanten Projekte bringt, die Sie immer wieder machen?

CORDULA WÄCHTLER: Da muss ich ganz früh anfangen, mit meiner Kinderzeit. Es gibt Kollegen und Kolleginnen, wie ich von den Treffen bei den Bundesversammlungen weiß, die waren zuerst mit ihrer Oma auf dem Friedhof, waren davon begeistert und haben dann später ein Studium begonnen und Landschaftsplanung studiert und sich mit dem Thema Friedhof auseinandergesetzt. Als Kind war ich mit meinen Eltern auch auf dem Friedhof in Berlin und habe dort das Grab meiner Oma besucht. Das hat mich immer sehr traurig gemacht, weil sie in den Freitod gegangen ist. Offensichtlich habe ich eine sehr starke Bindung zu ihr, aber auch keine sehr gesunde, denn die Bindung war zu eng. Meine Oma ist gestorben ohne dass ich sie eigentlich kannte. Aber dieses

Erlebnis auf dem Berliner Friedhof, der ein sehr besonderer ist, habe ich als eine besondere Erinnerung vor Augen. Dennoch hatte ich nie die Absicht, mich beruflich damit auseinanderzusetzen.

Nach dem Studium habe ich zunächst gearbeitet und danach eine Ausbildung für den höheren technischen Verwaltungsdienst gemacht. Danach hatte ich dann schon meine Tochter und habe mich auf alles beworben, was kam, unter anderem auch auf die Stelle als Leitung für die Friedhöfe in Hannover, obwohl ich mich so kurz nach der Ausbildung noch gar nicht auf eine so hoch dotierte Stelle hätte bewerben dürfen. Und Ahnung von Friedhöfen hatte ich auch nicht. Ich habe mich aber trotzdem beworben und wurde dann eingeladen mit der Aufforderung, ein Kurzreferat vorzubereiten zur Frage: „Wie bekommt man die wirtschaftlichen Zwänge mit den kulturellen Ansprüchen unter einen Hut?“

Ich habe dann angefangen, mich mit dem Thema Friedhof zu beschäftigen und habe festgestellt: es ist weit mehr als ‚rechteckige Kästchen irgendwo hinzeichnen‘. Plötzlich war ich mitten in philosophischen und theologischen Fragen. Meine Mama bedauert es sehr, aber sehr gläubig bin ich darüber nicht geworden. Ich gehe auch nicht in die Kirche und Predigten finde ich langweilig. Aber ich stellte fest: Die Arbeit auf dem Friedhof hat soziale Aspekte, und wir müssen uns z. B. auch der Frage nach dem Umgang mit dem Tod in anderen Kulturen stellen: Was haben sie für Ansprüche an einen Friedhof, welche Bestattungsrituale gibt es? Das ist unglaublich vielseitig. Was ich nicht gut kann, muss ich ehrlich zugeben, sind alle Dinge, die mit Zahlen zu tun haben, wenn sie nicht gerade historisch sind. Das Rechnen überlasse ich dann gerne einem fähigen Kollegen. Meine Aufgabe hier ist es, dafür zu sorgen, dass das Unternehmen Friedhof läuft, das heißt, die Mitarbeiter leisten ihre Arbeit so, dass die Menschen, die den Friedhof in Anspruch nehmen, zufrieden sind und es gelingt uns gleichzeitig, die Kosten so niedrig zu halten, dass die Gebühren günstig sein können. Dabei müssen wir Anforderungen von Unfallverhütung, Arbeitsschutz, Denkmalschutz, Naturschutz berücksichtigen.

Dann habe ich meine Arbeit hier aufgenommen und mich erstmal auf die Kernaufgabe gestürzt. Das heißt: Jemand hat ein Anliegen und wir versuchen, dieses Anliegen zu klären, wie es für beide Seiten am besten möglich ist. Im Lau-

fe der Zeit sind allmählich Aufgaben und Erfahrungen dazu gekommen, die mich zu der Frage führten: Welche Religion oder was treibt mich dazu, so zu arbeiten, wie ich arbeite? Da ist zunächst das Gefühl: Ich achte die Menschen, die mit ihrem Anliegen zu mir kommen und ich versuche, mich in sie und ihre Situation hineinzusetzen. Auf der anderen Seite muss ich aber auch deutlich machen, dass es zum Beispiel rechtliche Grundlagen gibt, die man nicht ignorieren kann. Das bedeutet, dass man manchmal hart sein und Dinge verwehren muss, obwohl man weiß, dass es die Menschen schmerzt, weil ihre Vorstellung, ihre Kultur oder ihre individuellen Ansprüche jetzt gerade etwas anderes sind als das, was wir hier machen können. Das muss ich dann eben auch aushalten.

Zum Thema Aushalten kann ich ein Beispiel nennen: Es gibt ein Buch, in dem darüber berichtet wird, dass es auf diesem Friedhof im Zweiten Weltkrieg Massenerschießungen gegeben hat. Ich stelle mir dann vor, da kommt einer von der Gestapo auf mich zu und sagt: „Ich brauche mal einen Platz, wo ich 156 Leute erschießen kann.“ Was mache ich denn dann? Ich habe mich damit auseinandergesetzt, um heute die Leute aus jener Zeit nicht grundsätzlich zu verurteilen; die Deutschen, die ja oft gefragt wurden: Wie konnte Hitler so weit kommen, wie er kam? Ich versuche mich in die Menschen hineinzusetzen und der individuellen Lage, in der sie waren, nachzuspüren. Aus heutiger Sicht wäre eine kritischere Haltung des damaligen Friedhofleiters sicher wünschenswert gewesen, aber es gab keine Vorbilder für ihn, so dass man fordern könnte: „Da hätten Sie wachsam sein müssen.“ Ich versuche mir dann vorzustellen, dass der Mensch, der damals hier an dieser Stelle saß, durchaus nach seiner Überzeugung handelte, als er dem Erschießungskommando dann tatsächlich einen Platz auf dem Friedhof zugewiesen hat. Und dann frage ich mich: Warum gibt es hier eigentlich keine Gedenkstätte? Warum weiß niemand, wo, an welcher Stelle des Friedhofs die Menschen erschossen wurden? Ich konnte zunächst nicht verstehen, dass es hier in der Friedhofsverwaltung niemanden gab, der von diesen Vorgängen wusste. Doch die, die es gewusst hatten, waren entweder nicht mehr da oder sie waren in einer anderen Situation, die sie noch nicht befähigte, ihre Irrtümer oder Verfehlungen der Vergangenheit durch Einrichtung eines Gedenkplatzes zu dokumentieren. Wenn mich nun heute jemand fragt: „Warum hat es diese Gedenkstätte denn nicht schon früher gege-

ben?“, dann mache ich deutlich, dass es den Menschen früher eben noch nicht möglich war, in ihrem Bewusstsein die notwendige Distanz herzustellen, aus der heraus sie auf die eigenen Fehler und die Opfer hätten schauen können. Deswegen hat eben alles seine Zeit und man muss warten, bis die Zeit reif ist und erst dann kann man wirklich etwas schaffen.

Das ist auch etwas, was für meine Kollegen am Anfang ein bisschen schwierig war. Ich bin ja nun Frau und Frauen leiten offensichtlich etwas anders als Männer und außerdem gab es auch noch einen Generationensprung. Mein Vorgänger war 16 Jahre im Amt und hat die Aufgabe mit seiner Verrentung an mich übergeben. Das heißt, er war Vertreter einer ganz anderen Zeit und hat eben auch ganz anders geführt als ich. Auch Entscheidungen hat er auf eine ganz andere Weise gefällt als ich es tue. Sicher sind sie ihm aufgrund seiner langen Zeit im Amt oft auch leichter gefallen. Ich habe dann Entscheidungen teilweise ‚ausgesessen‘, das heißt nicht, dass ich mich damit nicht mehr beschäftigt habe, sondern dass ich gesagt habe: „Jetzt ist nicht die Zeit für diese Entscheidung, ich warte mal noch ein bisschen ab; das fühlt sich noch nicht gut an. Wenn ich jetzt entscheiden würde, dann fehlt da etwas.“ Und genauso war es mit einer anderen Sache, die eigentlich nichts mit meinem Job zu tun haben müsste:

Es gibt einen Kollegen, der regelmäßig in Büchern nach Vermissten, zum Beispiel aus dem 2. Weltkrieg, blättern muss. Er überprüft, ob von diesen vielleicht jemand hier begraben ist. Die Bücher sind chronologisch geordnet, also nicht nach Namen, und er ist immer wieder auf den Ort Godshorn gestoßen. Ihm ist aufgefallen, dass viele von denen, die in Godshorn gestorben sind und hier beigesetzt wurden, Säuglinge von Polinnen oder Russinnen waren. Das war in der Zeit zwischen 1942 und 1944 und in dieser Häufung kann das doch kein Zufall sein. Und als wir dann mal eine Praktikantin hier hatten, haben wir sie alle Bücher durchsehen und alle Namen ausschreiben lassen.

Oder diese Frage, an welchem Platz auf dem Friedhof die erwähnten Erschießungen denn nun eigentlich stattgefunden haben. Es gab einen Zeugenaufruf in der Zeitung. Und es gab eine große Führung mit vielen Zeitzeugen, die

auch gleich alle an dieselbe Stelle gegangen sind. Es kamen noch zwei Historikerinnen dazu, die sich mit Lagern in Hannover beschäftigten und die haben dann ehrenamtlich die Sache mit den toten Kindern aufgearbeitet. Und es war uns klar, dass irgendwann der Zeitpunkt kommt, ab dem wir uns intensiv damit beschäftigen können.

So gehört es auch mit zu meiner Religion, darauf zu vertrauen, dass der richtige Zeitpunkt für die Dinge irgendwann kommt und dass man bestimmte Entscheidungen nicht über's Knie brechen sollte. Das war sicher auch ein Lernprozess für unsere Gärtner, die darauf warteten anzupacken: Und wenn dann jemand sagt: „Da bin ich mir noch nicht so ganz sicher“, dann war das für die Gärtner anfangs nicht vorstellbar. Aber inzwischen ist es Ihnen möglich, dass sie da erst mal reinspüren und vielleicht sagen: „Da warten wir nochmal, da bin ich mir noch nicht sicher ...“. Wenn man so mit den Dingen umgeht, dann kommt immer etwas auf einen zu, und man kann sich fragen: „Nehme ich es an oder nehme ich es nicht an?“

So hatte uns zum Beispiel das historische Museum nach Exponaten für eine Ausstellung gefragt. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt schon so eine Idee im Hinterkopf und fragte dann im Gegenzug, was dann nach Beendigung der Ausstellung mit den Exponaten geschehen würde. Und plötzlich fügt sich eins zum andern: Das Museum hat eigentlich keinen Platz, um die Exponate zu lagern, wir verfügen über Platz in einer gesperrten Kapelle, erhalten noch Einiges an Leihgaben dazu und plötzlich hatten wir ein Museum. Vorher hatte ich mich mit drei Wissenschaftlern gemüht, die Idee eines Museums auf den Weg zu bringen und es scheiterte an diesem und jenem. Irgendwann habe ich einfach aufgegeben und gesagt, „das ist jetzt nicht der Moment“.

ULRICH MEIER: Welche positive Motivation erleben Sie bei sich, dies alles aufrecht zu erhalten?

CORDULA WÄCHTLER: Außer damit Geld zu verdienen? Ich glaube, ich bin ein Mensch, der zu begeistern ist, der aber auch Verantwortung übernimmt und dann auch kreativ sieht: „Wo kann ich mich denn noch mehr begeistern lassen?“

Ich hatte ursprünglich vor, Biologie zu studieren, das wäre bestimmt auch gegangen. Und dann wollte ich mal Logopädin werden. Das heißt, ich mache irgendwas und mache mir meine Gedanken darüber, wie ich das jetzt noch verbessern könnte. Nehmen Sie als Beispiel hier die Zusammenarbeit unter den Mitarbeitern. Wenn ich merke, dass es da eine Störung gibt, dann nehme ich das gern wieder als Aufgabe, als Herausforderung an. Ich beschäftige mich gerne mit Fragen, in denen sich das ganze Leben ausdrückt und nicht nur mit solchen, die die materielle Seite meiner Arbeit betreffen.

Das klingt jetzt vielleicht etwas komisch, denn unsere Arbeit hier hat doch in erster Linie mit dem Tod zu tun, aber dann erwidere ich: " Die, die tot sind, sind nicht direkt meine Ansprechpartner, sondern wir kommunizieren über die Angehörigen". Die Toten und ich kommunizieren auch, aber anders miteinander.

Ich habe zusätzlich noch eine Ausbildung gemacht zur Familienaufstellung. – Es ist ganz schwer zu erklären, aber Sie sind ja auch in einem Bereich tätig, in dem Vieles nicht zu erklären ist.

Man weiß, dass es Telepathie gibt, man weiß, dass Seelen irgendwie miteinander in Verbindung stehen. Bei vielen Urvölkern ist das ganz selbstverständlich. In unserer materialistisch geprägten Welt, dieser Konsumgesellschaft, da ist die Vorstellung, dass es etwas anderes gibt als Materie schon ganz schön schwierig. Dann bin ich auch in einer Zeit groß geworden, in der man erfreulicherweise verstanden hat, dass Frauen dieselben Rechte haben dürfen wie Männer. Man ist dann aber ein bisschen über das Ziel hinausgeschossen und hat gesagt: Jungs sind wie Mädchen. Ich bin ein Mädchen geworden mit vielen Jungs-Anteilen, welches lieber Fußball als mit Puppen gespielt hat.

Es gibt einen Wissenschaftler, der sich beschäftigt hat mit einer Affenart, die auf verschiedenen Inseln lebt. Die Affen auf der einen Insel lernten etwas dazu und es dauerte nicht lange, dann verfügten die Tiere auf der anderen Insel ebenfalls über diese neue Fähigkeit. Es stellt sich natürlich die Frage nach der Übermittlung dieser Information, da sich die Affen untereinander auf ihren verschiedenen Inseln nicht erreichen können. Offensichtlich gibt es Beziehungen auf einer ganz anderen Ebene. Wenn ich joggen gehe, dann erlebe ich

das auch. Woher wissen die Nacktschnecken, dass da irgendwo anders eine tote Nacktschnecke liegt, die gefressen werden kann? Ich gehe davon aus, dass es eine Verbindung und Kommunikation gibt zwischen allen Lebewesen, auch zwischen Pflanzen und Tieren und auch zwischen Menschen. Dieses Wissen kann man in einer Familienaufstellung nutzen; man arbeitet dort mit einem sogenannten morphogenetischen Feld. Die Erfahrungen mit der Familienaufstellung fließen auch in meine Arbeit hier ein.

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf die Kinder, die Säuglinge der Russinnen und Polinnen, die damals hier beerdigt wurden: Die sind an Vernachlässigung gestorben. Die Zwangsarbeiterinnen haben ihre Kinder geboren und weil sie ja weiter arbeiten sollten, wurden sie von ihren Kindern getrennt. Eine Betreuerin hat sich um sie gekümmert, aber weil es für die Kinder nichts gab, sind sie an Hunger oder Krankheiten gestorben. Es gibt sogar ein Bild von so einer Frau mit einem Kind auf dem Arm. Das Übliche ist, dass man sagt: Was ist das für eine furchtbare Frau, was tut die diesen Kindern an? Jetzt versuche ich mich hineinzusetzen in diese Frau. Was ist denn ihr Beweggrund? Sie könnte sich sagen: Eigentlich kann ich für die Kinder nicht viel tun, aber ich kann ihnen wenigstens ein bisschen Schutz geben. Ich kann ihnen nichts zu essen geben und keine Windeln, weil ich das nicht habe, aber ich kann sie wenigstens ein bisschen begleiten. Meine Frage ist immer: Wo ist das Menschliche im Menschen? Das, was immer dahinter steht, ist die Liebe. Selbst wenn ein Vater seine Tochter misshandelt oder missbraucht, dann steht dahinter vielleicht eine nicht gesehene Liebe von ihm zu seinem Vater. Wenn Liebe nicht gelebt werden kann, dann kommt man aus der Mitte heraus. In dem Moment aber, in dem ich mich aus meiner eigenen Mitte bewege, bin ich nicht mehr in meiner eigenen Liebe und wenn ich nicht mehr in meiner eigenen Liebe bin, kann ich sie natürlich anderen auch nicht geben.

Die Liebe steht über allem und so kann man versuchen, die Dinge anders zu sehen und zu beurteilen ohne sofort zu verurteilen.

Denselben Weg versuche ich auch mit meinen Kindern zu gehen, wenn sie einen Konflikt haben. Ich frage dann: „Was hast du dazu zu sagen? Schildere das mal aus deinem Blickwinkel.“ Sie sind schon so erzogen, dass sie immer sa-

gen: „Also ich empfinde das so und so“. Ich frage dann weiter: „Wie hättest du da vielleicht noch anders reagieren können, wenn du jetzt noch einmal auf die Sache schaust?“ Dann erzählt die andere Seite. Zum Schluss schildere ich aus meiner Sicht, wie ich die Dinge wahrnehme. Dann kommen wieder die Kommentare von den Kindern und dann ist das Problem meistens schon gelöst.

ULRICH MEIER: Dann heißt das, kurz gesagt, vor diesem Hintergrund wäre es eigentlich egal, wo Sie arbeiten?

CORDULA WÄCHTLER: Unter Umständen wäre es egal, ja. Aber ich glaube, es hat mich nicht ganz umsonst an diesen Ort gebracht, wo es eine große Anhäufung von verschiedenen Aufgaben gibt. Vielleicht bin ich hier gelandet, weil ich dem gewachsen bin oder weil ich mich dieser Herausforderung stellen kann. Es gibt Friedhofsverwaltungen, die werden von einem Betriebswirtschaftler geleitet, der macht das dann natürlich ganz anders. Der braucht dann im Unterbau Leute, die sich zum Beispiel Beschwerdeführern anders nähern usw. Ich denke, jedes System hat immer die Menschen, die es braucht. Einen, der besonders gut nach außen auftreten kann, ein anderer, der die Kasse gut in Ordnung hält, einen weiteren, der gut Personalgespräche führen kann. So haben wir die Aufgaben hier auch aufgeteilt. Die Kollegen wissen, was sie an mich weitergeben können und müssen. Und das ist auch in Ordnung so.

SCHAROUQUINE BEITYONAN: Ist denn von Jahr zu Jahr die Motivation bei Ihnen gestiegen oder hat sie sich verändert oder fühlen Sie sich immer mehr bestätigt in ihrer Arbeit in den Jahren?

CORDULA WÄCHTLER: Ja, ich habe gelernt, dass es schon eine gewisse Zeit braucht, bis man sich überhaupt in so eine Aufgabe hineingefunden hat. Das kann durchaus mehrere Jahre in Anspruch nehmen. In der ersten Zeit habe ich einfach viele Fakten aufgenommen, daraus meine Schlussfolgerungen gezogen und auch Ziele daraus abgeleitet. Es ist schon so, dass ich sicherer werde von Jahr zu Jahr, ohne aber in eine Alltagsroutine zu verfallen. Im Gegenteil: ich bleibe

offen für das, was um mich herum ist, manchmal geht das auch ein wenig über meine Kräfte. Mit meinen Kräften hauszuhalten ist etwas, was ich noch lernen muss. Ich habe auch das Gefühl, in meiner Arbeit immer tiefere Schichten zu berühren. Damit wachsen dann auch die Aufgaben, die Herausforderungen werden größer, aber ich glaube, dass ich durch meine Ausbildungen und meine Erfahrungen inzwischen ein gutes Handwerkszeug zur Verfügung habe, um mit diesen Herausforderungen umzugehen.

HEIKO KRAEFT: Hat sich durch Ihre Arbeit auch Ihre Beziehung zum Tod verändert? Und in welcher Weise?

CORDULA WÄCHTLER: Ich kann mich daran erinnern, dass ich es in meiner Kindheit schrecklich fand, wenn eins meiner Tiere tot im Käfig lag, da habe ich immer meinen Vater gerufen.

Meine Kinder haben natürlich aufgrund meines Berufes einen anderen Zugang zum Tod. Ich verwehre ihnen nicht, darüber nachzudenken und darüber zu sprechen. Sie sagen dann zum Beispiel: „Mama, wenn du dann stirbst, dann weiß ich schon, wo du beerdigt wirst.“ Und während das manch anderen vielleicht irritieren würde, frage ich dann: „Wo ist denn die Stelle, die ihr ausgesucht habe – gefällt die mir denn auch?“

Als unser Meerschweinchen starb, haben meine Kinder dazu ein Beerdigungsritual angelegt. Rituale wurzeln tief im Menschen und man muss sie auch zulassen. Ich habe inzwischen ein großes Verständnis entwickelt für Menschen, die aus einer anderen Kultur kommen und deren Empfinden stark durch ganz andere Traditionen und Rituale geprägt ist. Dennoch muss ich ihnen deutlich machen, dass zum Beispiel die Beisetzung innerhalb eines Tages in Deutschland einfach nicht möglich ist

Die Schwierigkeiten, die ich mit meiner Oma hatte, habe ich auch bearbeitet.

Allgemein kann ich sagen, dass für mich der Tod im Leben einfach präsenter geworden ist, dass der Tod Teil des Lebens ist. Leben ist ohne Tod nicht vorstellbar. Ein Aha-Erlebnis hatte ich einmal in einem Freizeitpark, in

dem unter anderem die Fliege dargestellt wurde. Auf einer Tafel stand: In so undsoviel Stunden ist eine Kuh von diesen ganzen Fliegenlarven aufgefressen. Wenn die Fliegen nun nicht mehr sterben würden, wären wir Menschen irgendwann tot, denn dann gäbe es so viele Fliegen, dass wir gar nicht mehr leben könnten. Dieses System, in dem wir leben, funktioniert, weil es den Tod gibt. Das ist für mich präsent und vorstellbar; der Tod ist immer an meiner Seite, genauso wie das Leben.

HEIKO KRAEFT: Hat sich in Ihren Empfindungen, im Geistig-Seelischen auch etwas verändert im Verhältnis zum Tod oder zu den Toten?

CORDULA WÄCHTLER: Ja, ich bin ja manchmal in den Leichenhallen oder sehe einen Verstorbenen, der aufgebahrt ist. Ich glaube, dass meine Kollegen, die da arbeiten, eine Sache durch die Gegend schieben, einen toten Körper mit Holz drum herum. Mein Empfinden ist da ein anderes. Ich habe mir mal die Aufgabe gestellt: Wenn ich mich einem Sarg nähere, versuche ich zu spüren, ob das eine Frau oder ein Mann ist. Selbst wenn ich an einer Urne vorbeigehe, bleibt mir bewusst, dass ich mich dort einem Verstorbenen nähere und manchmal geschieht es, dass ich die Aura dieses Menschen wahrnehme oder seine Seele oder was auch immer. Habe ich nun deswegen weniger Angst vor dem Tod? Das könnte ich – ehrlich gesagt – nicht eindeutig beantworten. Aber auf jeden Fall ist mir klar, dass das Leben mit dem materiellen Tod nicht beendet ist.

Wenn ich über den Friedhof gehe, tue ich es immer mit Achtung den Toten gegenüber. Für mich ist das auch ein Ort, an dem ganz viele Empfindungen zusammen kommen, auch von den Menschen, die hierher zu Besuch kommen. Diese Empfindungen sind spürbar. Vielleicht ist das auch mit ein Grund dafür, dass in unserem Kulturkreis Friedhöfe so grün gestaltet werden: im Gedenken wenden sich die Besucher des Friedhofs der Vergangenheit zu, aber sie schöpfen auch Kraft für die Zukunft.

Das ist auch ein Anspruch, den ich an mein zukünftiges Schaffen stelle, dass die Friedhöfe in einem heilsamen Zustand sind, dass sie heilsam für Menschen sein können.

ULRICH MEIER: Wie lange arbeiten Sie jetzt hier?

CORDULA WÄCHTLER: Seit knapp zehn Jahren; mit 34 Jahren habe ich hier angefangen. Wenn ich mir heute vorstelle, ich sollte diese Arbeit in so jungen Jahren übernehmen, so unerfahren, und mit meiner damaligen Unkenntnis, dann hätte ich jetzt ziemlichen Respekt davor. Auch für die geistig-seelische Aufgabe, die einem hier gestellt ist, und die mir wichtig ist, sie für mich wahrzunehmen, ist man mit 34 doch ganz schön jung. Aber es hat ja funktioniert.



Interview mit Margret und Dieter Scharmer

Mittwoch | 4. Juni 2008 auf Hof Dannwisch | 25358 Horst

Teilnehmer | *Margret und Dieter Scharmer, Scharouquine Beityonan, Heiko Kraeft, Ulrich Meier, David Plum*

MARGRET SCHARMER: Bei uns hat gestern der Blitz eingeschlagen – wir sind völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Alles liegt lahm. Voriges Jahr ist schon zweimal der Blitz eingeschlagen und dann sind wir hier immer von allem abgeschnitten.

DIETER SCHARMER: Die Leitung ist hier neu verlegt worden, aber sie geht zu dicht an einer Eiche vorbei.

MARGRET SCHARMER: Hier ist der Blitz in die Eiche gegangen und da hinten in die Friedenseiche – und dann ist er noch in die Pappel in der Allee gegangen. Unsere ganze elektrische Zuführung geht durch die Allee und wenn da der Blitz einschlägt, sind wir hier völlig abgeschnitten.

ULRICH MEIER: Haben Sie denn ein besonderes Verhältnis zum Feuer?

DIETER UND MARGRET SCHARMER (lachend): Sieht so aus.

ULRICH MEIER: Das wäre doch vielleicht ein Anfang, ein Einstieg?

MARGRET SCHARMER: Der Mann mit dem Feuerhelm. Ja, ohne den wäre unser Weg nicht so gegangen, wie er gegangen ist.

DAVID PLUM: Ohne das Abbrennen des Hofes?

MARGRET SCHARMER: Nein! Das Feuertemperament war es, gegen den Strom zu schwimmen: Vor mehr als 50 Jahren den Entschluss zu fassen, auf biologisch-dynamische Landwirtschaft umzustellen. Wir waren ganz allein, nach dem Krieg, als die Landwirtschaft einen anderen Weg gegangen ist. Das war nur mit einem feurigen Temperament zu machen. Und mein Mann hat ein Feuertemperament.

DIETER SCHARMER: Aber ohne eine solche Frau an der Seite wäre das nicht zu machen gewesen.

MARGRET SCHARMER: Wir haben uns entschlossen, eigentlich ganz einsam in unserem Kämmerchen: Wir gehen einen anderen Weg. Ich komme auch aus der Landwirtschaft und habe die Not der Bauern von Kindheit an erlebt. Es gab nie Geld zuhause und wir Kinder mussten immer mitarbeiten. Morgens vor der Schule musste ich melken – mit der Hand damals noch – und wenn ich anschließend zur Schule fuhr, sagten meine Mitschüler „Du stinkst nach Kuh“. Das war schlimm für mich. Einmal hat die Kuh mir in den Eimer getreten und ich fiel in den Dreck, da habe ich gedacht: Nie, nie heirate ich einen Bauern!

Nach der Schule habe ich auch etwas anderes gelernt – chemische Laborantin. Meinem Mann bin ich zu der Zeit in der Landjugend begegnet und ich habe sofort gemerkt: Da ist ein Mensch, der das, was er sagt, auch meint. So wie

ein Kapitän ein Schiff führt, so muss auch ein Bauer entscheidungsfreudig sein. Er muss sich jeden Tag auf die Natur einstellen, die immer anders ist: Frühjahr ist anders als Herbst, Sommer als Winter. Er muss jeden Tag neu entscheiden: Wie ist es jetzt? Und das prägt einen Bauern. Als Arzt z. B. kannst du überall sein, aber als Bauer bist du an deine Scholle gebunden und musst dein Bewusstsein anstrengen und die Dinge aufgreifen, die nötig sind. Du musst einfach merken: Da hinten muss jetzt Bodenbearbeitung gemacht werden oder hier ist eine Kuh, die kalbt oder dort ist ein Kalb, das krank ist. Man weitet seinen Ätherleib aus. Der Hof ist wie der eigene Leib und es tut einem weh, wenn der Acker so verkrustet.

Als mein Mann und ich uns damals begegnet waren und er zum ersten Mal von dieser neuen Möglichkeit der Landwirtschaft gesprochen hat, ist das bei mir sofort eingeschlagen. Ich wusste: Da richtet man sich nicht nach dem Geld. Man würde z. B. nicht die Kühe oder die Schweine abschaffen, weil die Wirtschaft es gerade so verlangt. Es ging um eine Idee, darum, den Boden so fruchtbar wie irgend möglich zu machen, indem man *mit* der Natur arbeitet und nicht *gegen* sie. Das hat mich sofort begeistert – und der Mann natürlich auch! Nach drei Wochen waren wir verlobt. Wir kannten uns eigentlich gar nicht. Er hatte das so beschlossen. Wir waren uns nur zweimal vorher in meinem Elternhaus begegnet, 35 km von hier entfernt.

Ich habe noch ein Jahr lang Hauswirtschaft gelernt und dann haben wir geheiratet – ich war noch sehr jung, 18 Jahre alt. Wir haben am Anfang schwere Jahre gehabt und waren ziemlich allein. Wir haben vier Kinder großgezogen und waren mit der Arbeit allein – nur ein Rentner aus dem Dorf hat uns geholfen. Aber wir hatten 60 Kühe ...

DIETER SCHARMER: Das war ja in der Zeit, wo die Umstrukturierung von Landarbeit und Maschinenarbeit stattfand und die Industrialisierung enorme Fortschritte machte. Hier auf dem Hof war die Situation so, dass die Menschen, die ihr ganzes Leben hier verbracht hatten, echte „Qualitätsarbeiter“ waren. So gering die Löhne in der Landwirtschaft waren, so waren sie doch ein Posten, der sehr gedrückt hat. Die Arbeiter standen aber alle kurz vor der Rente und insofern mussten wir niemanden entlassen.

MARGRET SCHARMER: Wir hatten ja auch keine Einnahmen, anfangs gingen ohne den Kunstdünger die Ernten zurück. Außerdem hatten wir noch Schulden von den Eltern aus dem Krieg übernommen, die Dächer waren kaputt und wir bekamen auch noch den Hausschwamm. Wir waren das Gespött der Gegend.

DAVID PLUM: Sie waren ja ganz junge Leute, nicht?

MARGRET SCHARMER: Mein Mann ging auf die 30 zu, ich auf die 20. Und die Nachbarn konnten unsere Entscheidung einfach nicht verstehen. Und unsere Ernten waren sehr gering. Das war überhaupt noch nicht vorbildlich, denn die Erfahrungen in der biologisch-dynamischen Arbeit waren ja damals noch nicht so reich. Wir mussten diese Erfahrungen erst schmerzlich durchmachen. Ein Erlebnis aus dieser Zeit kann ich Ihnen schildern: Nach sieben Jahren war ich sehr krank und mein Mann kam mich mit den zwei Jungs im Krankenhaus besuchen. Da rutschte es dem älteren Sohn Thomas heraus: „Mutter, weißt du das schon mit den Schweinen?“

Die Maul- und Klauenseuche war auf unserem Hof ausgebrochen und die 60 Sauen, die wir alle von zwei Muttersauen selbst aufgezogen hatten, mussten getötet werden und alle Ferkel dazu – an einem einzigen Tag. Der Verkauf der Ferkel war unsere einzige Einnahmequelle. Auch die Kälber, die wir noch auf der Weide hatten und die ich gerade aufgezogen hatte, mussten getötet werden. Das waren zehn weibliche Kälber, unsere eigene Nachzucht. Und dann hatten wir hier noch den Hausschwamm, das heißt, an den Fenstern wuchsen riesige Pilze und das ganze Haus roch danach. Sämtliche Fenster der Vorderdiele mussten herausgeschlagen werden – das war die Mitte des Hauses, die war 10 x 10 m groß, alles mit Delfter Kacheln. Auch ein Balken war schon vom Schwamm befallen und wenn der sich gesenkt hätte, wäre das ganze Haus zusammengebrochen. Dabei war es ein wunderschönes Haus – einer der schönsten Höfe in ganz Schleswig-Holstein.

Wir hatten aber überhaupt kein Geld und standen jetzt vor der Alternative, entweder noch mehr Schulden zu machen und den Balken und die Fenster zu erneuern – oder das Haus zusammenbrechen zu lassen. Wir haben uns für das erstere entschieden. Es war Ende Oktober und der Wind piff durch das Haus. Und

mein Mann sagte bei seinem Besuch im Krankenhaus zu mir: „So kannst Du nicht nach Hause kommen – wir fahren in Urlaub“. Er wollte mir nämlich in diesem Moment nicht sagen, dass ich Krebs habe. Es war das erste Mal, dass wir Urlaub machen sollten und ich konnte es mir gar nicht vorstellen, wie das gehen sollte, auf dem Hof und mit den kleinen Kindern ...

Ich fuhr mit dem Zug voraus nach Freiburg und habe im Bahnhofshotel übernachtet. Er kam am nächsten Tag nach und sagte gleich: „Du hast Krebs – wir müssen sofort weiter, denn du musst noch einmal operiert werden.“ In derselben Woche fand auch noch die Hofübergabe von den Eltern an uns statt.

Zu Weihnachten kam ich nach Hause und wir entschieden, dass Thomas auf die Waldorfschule gehen sollte, obwohl wir kein Geld hatten. Ich habe einen anthroposophischen Arzt aufgesucht, um mich mit „Iscador“ behandeln zu lassen. Später, nach der Geburt des jüngsten Kindes, habe ich im Wochenbett sehr schweres Asthma bekommen, das hat mich an die Grenzen gebracht. Ein Freund, der am Priesterseminar in Stuttgart studierte und der damals sehr liebevoll für mich gesorgt hat, sagte in dieser Situation zu mir: „Du musst mit Friedrich Benesch sprechen“. Und ich, damals 33-jährig, fragte mich, was ich wohl zu Herrn Benesch sagen sollte.

Mein Mann war fest auf dem Hof und unser Freund hat mich in die Klinik gebracht. Er musste mich tragen, weil ich nicht allein laufen konnte. Als ich bei Friedrich Benesch im Haus zum Gespräch war, habe ich ihm gleich gesagt, dass ich Bäuerin bin. Er fragte: „Wieviele Kinder hast du?“ „Vier“. Darauf er: „Das ist genug. Alles, was ich dir jetzt sage, gilt genauso für deinen Mann.“ Und dann fuhr er fort: „Du bist mit sehr viel Liebe umgeben“. Als ich erwiderte: „Ja, das weiß ich und ich habe das gar nicht verdient“, fuhr er mir dazwischen: „So’n Quatsch, man kriegt das, was man verdient!“

Vorher war ich bedauert worden, da hieß es immer: „Ach, du armes Mädchen, sitzt da auf dem Hof fest, hast noch nie ein Buch gelesen, noch nie Eurythmie gemacht ...“. Aber Friedrich Benesch sagte etwas ganz anderes. Er sagte: „Das ist das Höchste, was man haben kann, wenn du in der Landwirtschaft bist und dich dem ganz öffnest. Das einzige, was du üben musst, ist die Positivität. Wenn du morgens aufstehst, sagst du: Da bin *ich*. Und wenn dann alle in

die Mittagsstunde gehen und du musst noch die Küche feudeln, dann sagst du: Und *ich* feudel jetzt noch die Küche! Und wenn du dann Asthma hast und keine Luft mehr kriegst, sagst du: Und *ich* habe jetzt Asthma, und wenn du abends über dem Vaterunser einschläfst – das macht nichts.“ Ich hatte davor eigentlich ziemlich stark meditativ gelebt, aber er sagte: „Lass es. Wenn du einem Menschen so „igelig“ begegnest, wird er sich dir nie öffnen und wenn du das deiner Arbeit gegenüber machst, ist es auch so.“ Er hat mich dann in den Arm genommen und hat gesagt: „Du gehst deinen Weg. Und alles, was ich dir jetzt gesagt habe, gilt auch für deinen Mann.“

Ich bin wieder nach Hause gekommen und musste genau die gleiche Arbeit machen wie vorher, aber ich habe angefangen, ein ganz kleines bisschen anders zu leben – das war ja ein inneres Reifen, das immer weiter geht. Das Gespräch mit Friedrich Benesch war lebensbestimmend, nicht nur für mein Leben, sondern auch für den Hof. Und mit dem, was ich in dieser einen Begegnung erlebt habe, konnte ich sehr vielen Bäuerinnen helfen. Die waren in der gleichen Situation, weil sie sich mit den Kindern, mit dem Hof und der vielen Arbeit allein gelassen fühlen und verzweifeln. Die Ehe will auch gepflegt werden und für einen selbst bleibt nichts mehr übrig. Ich bin auch in der internationalen Bäuerinnenarbeit tätig. Auch da habe ich durch diese Begegnung mit Friedrich Benesch, helfen können. „Genau das hat mir geholfen, meine Arbeit anders anzugucken.“ Das kommt mir immer wieder entgegen.

Und dann, nach sieben Jahren, ging es aufwärts. Die Natur hat geantwortet. Die Ernten wurden besser, es kamen allmählich Menschen. Es gab andere Menschen, die das Schulgeld für Thomas gezahlt haben. Eine Lehrerin wollte Thomas unbedingt in der Klasse haben. Und dann ist es so gewachsen, dass die 3. Klassen hier heraus kamen und die 9. Klassen. Die haben dann jeweils 14 Tage mit uns zusammengelebt, und wenn es ihnen am Anfang auch manchmal nicht gefallen hat – nach zwei Wochen wollten sie nicht mehr weg. Es hat später oft zufällige Wiederbegegnungen gegeben, z. B. im Zug, und alle haben sich gern an die Zeit auf dem Hof erinnert und mehrmals wurde uns erzählt, wie der Eindruck des so selbstverständlich gesprochenen Mittagsgebets sie in ihrem Leben begleitet hat.

Selbst in dem Jahr, als wir abgebrannt waren, haben wir die Klassen aufgenommen. Wir konnten es nicht verantworten, dass es eine Klasse nicht erlebt, hier 14 Tage auf dem Hof zu sein. Das hat uns motiviert. Die Lehrer haben einfach Zelte organisiert und mit ihren Klassen darin gewohnt. Wir waren damals schon über 20 Menschen hier auf dem Hof, viele Auszubildende und einige Be treute, mit denen wir von Anfang an zusammenarbeiteten.

DAVID PLUM: Und das Feuer?

MARGRET SCHARMER: Das kam plötzlich: Es war ein Kurzschluss in der Mittagsstunde. Zuerst brannte es im Vorderhaus, das vor 1800 gebaut worden war; oben war ein großer Saal, unten eine Vorderdiele. Es war ein unglaublich schönes Haus – alles aus Holz – und das brannte nun wie Zunder. Wir sind alle herausgekommen, aber konnten nichts retten außer unser Leben. Da sind jahrhundertealte Schätze verbrannt. Nur was man verinnerlicht hatte, konnte einem nicht genommen werden. Es war erstaunlich, erleben zu dürfen, von woher Hilfe kam: Alle Nachbarn, das ganze Dorf, die Kirchengemeinde waren für uns da. Es wurde z. B. in der Gemeinde ermöglicht, dass wir immer reihum mit 20 Mann irgendwo essen konnten, morgens, mittags und abends. Und wir bekamen jeden Tag große Kessel mit Kaffee und Tee für die ganze Mannschaft und immer hat irgendjemand Kuchen für uns gebacken – und das wochenlang!

DIETER SCHARMER: Dabei war ich schon aus der Kirche ausgetreten ...

MARGRET SCHARMER: Unsere Mutter war kurz vorher gestorben; das letzte große Fest in dem Haus war die Trauerfeier Ende Januar. Im März war der Vorarbeiter Lucht gestorben, von dem mein Mann so viel gelernt hat. Am 11. April brannten wir ab. Zum Glück war der Vater Meines Mannes nicht hier, da es ihm an dem Tag nicht gut ging. Noch im selben Monat ist er gestorben. Wir hatten überlegt, ob wir ihm überhaupt sagen, dass der Hof abgebrannt ist, das war ja ein Stück von ihm. Er war 86 Jahre alt und ein unglaublich würdiger Mensch. Aber wir haben gemerkt: Das können wir ihm nicht verheimlichen. Der ist so groß, der Mann. Und

dann ist er noch hergekommen und ist an Schutt und Asche vorbeigegangen, erhobenen Hauptes. Er ist in den Stall gekommen, wo wir alle mit der Hand melken mussten, weil wir ja keinen Strom hatten. Er umarmte meinen Mann und sagte: „Mein Sohn, ein Bauer, der die Hand an den Pflug legt, guckt nach vorne.“ Und dann ist er wieder gegangen, aber wir haben an ihm erfahren dürfen, dass wir nach vorn sehen müssen. Wir sollen nicht schauen, was wir alles verloren haben, sondern uns fragen: Was will das Schicksal von uns, welche Chance ist darin, durch so einen Nullpunkt zu gehen? 14 Tage danach ist er dann gestorben. Wir haben ihm versprochen: Wir bauen wieder so, dass wir eine Vorderdiele haben, wo wir wieder mit vielen Menschen zusammen sein können. Dabei bekamen wir von der Versicherung gerade nur soviel Geld, dass wir uns davon ein kleines Häuschen hätten bauen können. Am Tag nach dem Brand erhielten wir einen Brief von Wilhelm Ernst Barkhoff von der Bochumer GLS-Bank, in dem stand: „Lasst uns helfen – wir stehen an Ihrer Seite. Dies ist doch unser aller Hof.“ Und er ermutigte uns, nicht nur nach den finanziellen Möglichkeiten zu planen, sondern so, wie es richtig sei. Das war für uns völlig neu, denn bisher hatten wir stets so gelebt, dass wir nur das Geld ausgeben konnten, was auch im Portemonnaie war. Und nun standen wir vor der Aufgabe, einen Hof für die Zukunft zu planen. Wir erlebten, dass sich viele Menschen helfend um uns gestellt haben. Schon als der Hof noch brannte, wusste man es am Goetheanum und die Menschen haben an uns gedacht. Von allen Seiten haben wir Geldspenden erhalten und so haben wir uns entschlossen, wieder ein neues Bauernhaus hinzustellen. Mit Hilfe von Herrn Prof. Kock, einem Verwandten von uns, der Architekt und Künstler ist, haben wir uns dann für den Entwurf von dem Architekten Löwe entschieden. Lothar Löwe war im Jahr zuvor – im Rahmen eines Hofrundgangs – bei uns gewesen. Wir hatten gerade neue Bäume gepflanzt und konnten uns um nichts anderes kümmern. So sagten wir zu den Teilnehmern des Rundgangs: „Ihr könnt gern hier mitarbeiten und hacken, damit die Bäume wachsen können.“

Lothar Löwe war der einzige, der tatsächlich kam. Er zeltete mit seinen Kindern bei uns und arbeitete im Wald. Er aß mit uns in der großen Runde und nach einer Woche bedankte er sich – mit völlig zerrissenen Armen von den Brombeeren. Er wurde der Architekt unseres neuen Hauses. Es war entschieden,

dass wir wieder Gemeinschaftsräume brauchten, aber auch einen Individualbereich – wir hatten vorher überhaupt keine Privaträume, wir waren immer alle mit allen zusammen gewesen. Als wir abbrannten, bekamen wir eine kleine Wohnung in Horst und da war es unsere Tochter Christina, die sagte: „Mutter, dass wir überhaupt nichts mehr haben, das ist nicht schön, aber dass uns hier niemand erreichen kann, das ist viel schöner.“ Das hat mich tief getroffen. Es war mir vorher nie bewusst gewesen, wie sehr sie es entbehrt hatte, ihre Eltern mal für sich zu haben, da ja alle Menschen auf dem Hof immer Zugriff auf uns hatten und uns zu jeder Zeit ansprechen konnten. Die Bemerkung von Christina hat damals den Ausschlag dafür gegeben, dass wir sagten: Wir brauchen – wenn auch nur ganz kleine – Privaträume, in denen die Familie auch mal für sich sein kann. Das haben wir auch heute so, dass die Familien, die hier mit uns leben und arbeiten, alle ihre Privaträume haben.

Fünf Jahre danach sind wir ein zweites Mal abgebrannt. Zwei Tage, nachdem die Ernte eingebracht war – wir hatten gerade das letzte Stroh geholt und in die Scheune gebracht als Stroh in Brand geraten ist. Unser Haus brannte auch, konnte aber gerettet werden, die ganzen Häuser ringsum brannten alle nieder.

DAVID PLUM: Wann war das?

MARGRET SCHARMER: Der erste Brand war 1978, der zweite 1983. Und da brannte nun alles ab. Alles Saatgetreide, Futtergetreide und Brotgetreide wurde vernichtet. Es brannte wochenlang. Das war im August und wir mussten auf die Schnelle zusehen: Wo bleiben wir mit den Kühen, mit den Maschinen?

DAVID PLUM: Sind denn bei dem Feuer auch Tiere umgekommen?

MARGRET SCHARMER: Nein, es war ja Sommer und die Schweine sind noch rechtzeitig aus dem Stall gekommen. Eltern unserer Lehrlinge hatten abends im Fernsehen gesehen, wie wir die Tiere herausgetrieben haben. Zuerst hatten wir unseren Deckbullen losgemacht und der ging sofort auf die Feuerwehr los. Mein

Mann war der einzige, der mit diesem Bullen umgehen konnte, das war lebensgefährlich. Später fing auch noch das neue Haus an zu brennen und da mein Mann ja den Bullen halten musste, bin ich mit einem von den Betreuten und mit einem Lehrling mit den Schläuchen auf den Blitzableiter heraufgeklettert. Wir haben das Haus oben auseinandergerissen – man muss ja von innen löschen. Die Feuerwehr hat sich dann auf das neue Haus konzentriert, alles andere brannte ab.

Die Feuerwehr wollte ins Haus und alles heraustragen, aber ich bin nur mit einem Polizisten ins Haus gegangen und habe ihm alle Unterlagen aus dem Büro übergeben. Dann habe ich im ganzen Haus die Türen abgeschlossen und die Fenster zugemacht. Ich stellte mich vor die Tür und sagte: „Hier kommt keiner herein. Im Haus gibt es nichts mehr, was man retten müsste.“ Daraufhin konzentrierte sich die Feuerwehr auf das Dach und das Haus konnte gerettet werden.

Ich hatte inzwischen gelernt, meinem Gefühl zu trauen. Wenn ich fünf Jahre zuvor nicht darauf geachtet hätte, wäre dieses Haus erneut abgebrannt. Es war nämlich so, dass mein Mann und mein Sohn das Haus eigentlich 15 Meter weiter drüben, also dichter an den anderen Gebäuden bauen wollten – die Wasseradern und der Boden waren dort schon untersucht worden. Ich wollte das Haus aber an einer anderen Stelle haben, und zwar so, dass die Flügel zur Allee offen waren und die Vormittags- und die Nachmittagssonne in die Vorderdiele kommen konnte, die vorher immer sehr dunkel gewesen war. Zum Glück bekam ich Unterstützung von Lothar Löwe und so stand das Haus jetzt ein Stück weiter weg vom Hof, sonst wäre es nicht zu retten gewesen.

Das habe ich für mein Leben gelernt: Wenn man das Gefühl hat, dass etwas nicht richtig ist, dann muss man das sagen. Was da in einem aufsteigt, darf man nicht zurückhalten, das ist etwas Wichtiges. Mit dem Vater meines Mannes, zu dem ich ein sehr enges Verhältnis hatte und der ja zwei Wochen nach dem ersten Brand gestorben war, hatte ich früher auch solche Erlebnisse. Nach dem ersten Brand mussten ja viele Entscheidungen getroffen werden, mit denen wir uns völlig überfordert fühlten. So musste z.B. über den neuen Fußboden entschieden werden und wir sind mit dem Architekten überall herumgefahren, z.B. auch durch Schulen, um den geeigneten Fußbodenbelag zu finden. Wir haben

dann irgendetwas unterschrieben, von dem wir dachten, dass es vielleicht optimal sei. Da habe ich abends immer den Großvater gefragt: „Großvater, du hast da oben ja jetzt einen besseren Zugang zu den Dingen – ist das richtig, was wir entschieden haben?“ Am nächsten Morgen wusste ich, dass es nicht richtig war und habe Lothar Löwe gebeten, den Vertrag zu stornieren. In derselben Woche kam uns etwas entgegen, in diesem Fall der Fußbodenbelag, für den wir uns dann letztendlich entschieden haben.

Man muss den Mut aufbringen, auch mal „Nein, Stopp!“ zu sagen, wenn sich etwas nicht richtig anfühlt, und darauf zu warten, was einem entgegenkommt. Ein weiteres Erlebnis gehört auch unbedingt noch dazu: Bei der Beerdigung des Großvaters hatten wir ja kein Haus mehr, in dem wir ihn aufbahren konnten. Nur die Futterdiele stand noch. Die jungen Leute haben damals in der Nacht, bevor er aufgebahrt werden sollte, alles aus der Diele herausgeräumt und haben sie geweißelt. Wir überlegten, ob wir die Tiere, die ja unmittelbar neben der Diele standen und vielleicht zu unruhig gewesen wären, aus dem Stall lassen sollten. Die Entscheidung darüber habe ich am Abend gar nicht mehr mitbekommen.

Am nächsten Tag saßen wir alle in der Diele auf Strohbällen, die Nachbarn waren alle gekommen, haben ihre Musik geblasen. Mein Schwager, der Pastor war, hat die Aussegnung gehalten und ich dachte dabei: Es ist so ruhig, die haben die Tiere wirklich in der Nacht noch aus dem Stall gelassen, obwohl es ja eigentlich noch ein bisschen zu früh im Jahr war. Es kam kein Laut aus dem Stall. Schließlich haben die Enkel den Sarg aufgenommen und sind mit ihm durch die Futterdiele und am Stall vorbei gegangen. Plötzlich gab es ein irres Gebrülle im Stall. Wir haben wahrgenommen, dass eine Tierheit es mitbekommt, wenn der Tierzüchter vom Hof getragen wird. Er war aufs engste mit der ganzen Herde verbunden gewesen. Das war ein tiefer Eindruck. Er wurde dann an Schutt und Asche vorbeigetragen und nach Horst in die Kirche gebracht.

Wir bildeten damals mit unseren vier Kindern inmitten der Trümmer einen Innenraum, umarmten uns alle fest und sagten: „Wenn wir zusammenhalten, schaffen wir auch das Neue.“ Anschließend sind wir nach Sommerland gefahren, wo der Obsthof ist. Als wir damals alle nach draußen liefen beim ersten Brand,

war ich die Letzte. Ich habe mich umgesehen und nur eine Schublade von meinem Sekretär mitgenommen. Etwas später schämte ich mich dafür – was soll man auch mit einer Schublade?

Am Tag vor der Beerdigung saßen wir in der Wohnung in Horst auf der Erde und plötzlich sah ich unter dem Bett diese Schublade, zog sie heraus und fand u.a. die Gedichte, die Großvater geschrieben hat. Auf uns, auf die Tiere – entzückende Sachen. Er hat in diesen Gedichten all seine Liebe ausgedrückt. Selbst wenn die Bullen auf eine andere Weide mussten, hat er das in Gedichtform gesagt. Und wir saßen da, lasen die Gedichte und haben gelacht: „Das ist Großvater, das werden wir morgen auf der Trauerfeier für die ganze Familie vorlesen.“ Dieses Erlebnis und die Nähe des Großvaters, die wir spürten, als wir seine Gedichte auf der Trauerfeier vorlasen, hat uns Kraft gegeben und getragen, so dass wir die Beerdigung einigermaßen überstanden und wieder nach vorn gucken konnten.

Wir erlebten, dass viele, viele Menschen uns geholfen haben und wir dieses Haus hier so bauen konnten. Der Brand auf Dannwisch ging viele Tage hier durch die Zeitungen. Am Tag vor der Beerdigung rief der Inhaber eines Geschäfts aus Hamburg an und sagte: „Sie können mit der ganzen Familie kommen und sich einkleiden – Jacken, Mäntel, alles, was sie brauchen – ohne zu bezahlen.“ Wir besaßen ja nichts mehr, sahen aus wie die bunten Vögel.

Nach dem zweiten Brand nahmen wir unseren Sohn, der in Süddeutschland einen Hof führte, mit in die Entscheidung, welche Gebäude wieder aufgebaut werden sollten. Denn wir dachten, dass er vielleicht irgendwann hier in Dannwisch wirken wollte. Wenn man zum Beispiel Käse machen will, braucht man Heu, wenn man Heu hat, braucht man eine Scheune. Als alles wieder neu aufgebaut war, beschlossen wir gemeinsam mit unseren Kindern, die ja nun langsam erwachsen wurden, den Hof gemeinnützig zu machen. Er ist ja schon im 12. Jahrhundert von Zisterziensern gegründet worden und dann von Generation zu Generation immer gepflegt und weitergegeben worden. Meinem Mann fiel das gar nicht schwer, der war von der Idee gleich angetan. Ich war diejenige, die zuerst gar nicht damit einverstanden war.

DIETER SCHARMER: Wilhelm Ernst Barkhoff kam irgendwann mit dieser Idee und auch Rudolf Steiner hatte ja schon über das Recht an Grund und Bo-

den gesprochen. Das leuchtete mir genauso ein wie die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise. Damals hatten wir schon sehr viele Schulden abgebaut und die Gebäude stellten einen beträchtlichen finanziellen Wert dar. Dennoch lagen noch einige Darlehen darauf.

MARGRET SCHARMER: Wir durften aber nichts zurückbehalten, nicht einmal etwas für unsere Altersversorgung, sonst wäre eine Schenkungssteuer fällig geworden. Aber wir kannten es ja schon mehrfach aus eigenem Erleben: Wir hatten alles, was wir brauchten, dann war plötzlich gar nichts mehr da, danach kam uns wieder alles zu. So fiel es uns nicht mehr so schwer, alles herzugeben – in der Zuversicht, dass uns wieder geholfen wird, wenn wir alt sind. Es sind jetzt ja schon wieder über 20 Jahre her, dass wir den Hof überschrieben haben und wir sehen, dass sich wieder Menschen gefunden haben, die sich genauso querlegen, wie wir das damals gemacht haben. Es sind heute ja noch ganz andere Anforderungen dazugekommen und inzwischen leben hier sechs Familien. Wir dürfen heute voller Dankbarkeit erleben, dass nach diesen gut 50 Jahren eine Idee, die wir aufgenommen hatten und die immer in uns gebrannt hat, in die Wirklichkeit umgesetzt wurde.

Die Brände waren Schwellen für uns, wir mussten immer wieder durch Nadelöhre gehen. Auch das Verschenken des Hofes war so ein Nadelöhr. Da durchzugehen und danach zu merken, dass man eigentlich reicher ist als vorher, war eine Grunderfahrung unseres Lebens. Dass wir für die Sache wirken und nicht für uns. Diese Idee hat uns immer wieder befeuert. Wir sind dankbar, dass wir der Anthroposophie begegnet sind, die uns ein Leben lang so reich beschenkt hat. Und wir konnten vielen Menschen Heimat und Ausbildung geben, die inzwischen selber Höfe haben.

Und wir sind dankbar, dass wir zusammen alt werden dürfen – wir sind beide schon an den Tod geführt worden. Ich selber stand dreimal ganz nahe an der Todesschwelle. Einmal war der Pfarrer Günther Lange schon da, um mir die Letzte Ölung zu geben. Er sagte: „Ich sehe, dass du noch eine Chance hast – ich sehe es an deiner Schläfe.“ Dabei hatte ich mich schon von meiner Familie und meinen Kindern verabschiedet. Sprechen konnte ich schon nicht mehr. Ich erinnere noch

ganz deutlich das Gefühl, exkarniert zu sein und wie man in einem solchen Moment wirklich alles mitbekommt. Ich weiß noch genau, wer wo an meinem Bett stand und spürte damals genau, wer ängstlich war, wer nicht mit meinem Sterben umgehen konnte, und wer mutig dastand.

Ich wandte mich schon sehr nach oben, meine Mutter war mir sehr nah und eine sehr enge Freundin, die ebenfalls schon verstorben war. Und dann kam Günther Lange und forderte mich auf, zu kämpfen. Das war ein richtiges Wieder-in-die-Schwere-Abtauchen, ich habe mich innerlich wieder umgewandt. Die Ärzte nahmen mich dann als vermeintlich rettungslosen Fall von allen Schläuchen ab und den Moment hat meine Familie dann genutzt, mich ins anthroposophische Krankenhaus nach Rissen zu bringen. Die Fahrt war für mich schrecklich – ich dachte, ich sterbe noch im Auto.

Ich wurde mit Milch und Honig ernährt und die Therapeuten machten Eurythmie über meinem Körper. An den Stellen, wo sie gerade mit ihren Händen waren, fühlte es sich an wie Wunderkerzen – ein regelrechtes Feuerwerk. Je mehr ich mich wieder inkarnierte, desto weniger konnte ich es noch wahrnehmen. Ebenso hatte ich erst das Gefühl, dass irgendjemand immer an meinem Bett rüttelte, bis ich später merkte: Es war der Zug, der draußen vorbeifuhr. Man nimmt in einem solchen Zustand alles unglaublich deutlich und intensiv auf. Das ist auch wichtig für Sie zu wissen, wenn Sie Priester werden, dass der sterbende Mensch alles mitbekommt, was im Zimmer gesprochen wird.

Ich konnte z. B. keine Farben ertragen. Das Bild da hinten an der Wand mit den kräftigen blauen Farbtönen, das mochte ich immer so gern. Deshalb brachte meine Familie es mir mit ins Krankenhaus. Aber ich konnte es nicht ansehen, es war zu kräftig, zu intensiv. Ein Bild von Caspar David Friedrich in ganz zarten, ätherischen Farben war das einzige, das ich damals ertrug. Auch mein Geruchssinn war in dieser Phase sehr stark. Ich konnte genau wahrnehmen, wer mit seiner Hand in meine Nähe kam; die Gerüche meiner Kinder ganz deutlich unterscheiden. Man ist hochsensibilisiert, wenn man auf dem Wege ist, seinen Körper zu verlassen.

Nachdem wir beide auch solche einschneidenden Erfahrungen gemacht haben, durften wir in diesen Tagen unsere goldene Hochzeit feiern, wir haben

uns noch mal trauen lassen. Und unsere Kinder haben uns ein unglaublich schönes Fest ausgerichtet – drei Tage lang. Am ersten Tag waren alle Nachbarn da, das Dorf, der Pastor, die Gemeinde. All die Menschen, die uns damals nach dem Brand unterstützt hatten. Am zweiten Tag war die Trauung in der Kirche. Und am dritten Tag kamen ganz viele Bauern, mit denen wir im Lauf unseres Lebens zu tun hatten. Es ist wunderbar, dass wir das jetzt noch so erleben dürfen, was für Auswirkungen der Entschluss, gegen den Strom zu schwimmen, den mein Mann und ich ja ganz allein miteinander gefasst hatten, heute hat.

Erst wurde ja über uns gelacht, wir sind ja auch durch große Tiefen gegangen und es gab immer wieder Knotenpunkte. Ich war z. B. auf den Tag genau 21 Jahre auf dem Hof, als wir abbrannten. Wenn man so in der Rückschau unser Schicksal ansieht, erscheint es unglaublich, was sich da findet. Welche Knoten wirkliche Knoten waren. Zum 70. Geburtstag meines Mannes haben wir seine Knoten angeschaut und festgestellt: Das waren immer Punkte, wo es in eine neue Richtung ging.

Wir erleben im Rückblick, dass jeder Entschluss, jede Idee, für die wir uns eingesetzt haben, Ergebnisse hat. Heute z. B. sind gerade zwei Klassen aus dem Dorf auf dem Hof. Es hat damals Kreise gezogen. Außer den Waldorfschulen kommen heute die Dorfschulen, die Schulen aus dem Umkreis; Eltern kommen, wir machen Führungen. Es gibt inzwischen einen Kindergarten hier auf dem Hof. Wenn man etwas macht und wieder loslässt, wenn man an nichts festhält, dann kann es so wirken – ohne Daseinssicherung. Es war eigentlich schon damals so, als wir den Entschluss fassten, auf biologisch-dynamische Wirtschaftsweise umzustellen. Unsere Eltern, Dieters und meine, standen hinter uns und haben uns, ganz besonders in den ersten Jahren, immer geholfen.

DIETER SCHARMER: Ich möchte nochmal erläutern, was die Umwandlung in einen gemeinnützigen Verein eigentlich bedeutet. Ich fange mal mit der Eigentumsübertragung an. Das war ein ganz wichtiger Schritt zur Weiterentwicklung des Hofes – es konnte ja nicht einer hier der „Kronprinz“ sein und die anderen wären von ihm abhängig gewesen, weil er der Eigentümer ist. Man braucht heute eine Gleichberechtigungsebene, auch eine rechtliche Gleichberechtigungsebene,

die wurde durch die Übertragung hergestellt. Am Anfang haben wir uns in eine völlige Ungewissheit begeben. Auch der Schritt in die Gemeinnützigkeit führte in eine solche Ungewissheit. Was uns aber immer getragen hat, war die Sicherheit aus der Wahrhaftigkeit, die für uns spürbar war. So war es auch damals bei dem Entschluss, die Landwirtschaft auf biologisch-dynamische Wirtschaftsweise umzustellen. Ich hatte damals gerade meine Meisterprüfung abgelegt, war aber vorher schon damit in Berührung gekommen. Ich hatte dann Feuer gefangen ...

DAVID PLUM: Wodurch eigentlich?

DIETER SCHARMER: Durch die Möglichkeit, selber gestaltend auf dem Hof zu wirken. Die Tatsache, dass so ein Hof, wie Rudolf Steiner in seinem landwirtschaftlichen Kurs dargestellt hat, eine Art Individualität ist, das hat mich sehr angesprochen. Zu sehen, dass eigentlich alles da ist, was man braucht: das Land, die Tiere, die Futterwirtschaft. Es war damals gerade hochmodern, ausländisches Futter zu nutzen, z. B. Sojabohnen als Eiweißfutter für die Schweinemast und für das Milchvieh. Und den Kunstdünger. Das hat zu doppelten, teilweise dreifachen Leistungen und Erträgen geführt. Wir sind ja heute schon bei 10 000 Liter Milch pro Kuh und Jahr angekommen. Das ist eigentlich das Dreifache von dem, was eine Kuh normalerweise leistet. Auf der anderen Seite bringt man bei dieser einseitigen Ausbeutung der Kühe natürlich keine Qualität zustande.

Die landwirtschaftlichen Berater versuchten damals, uns von den Erzeugnissen der Industrie zu überzeugen, sei es Spezialfutter für die Kalbsaufzucht, seien es Antibiotika. Rudolf Steiner nannte diese Dinge „Kinkerlitzchen der Wissenschaft.“ Da ist eine ganze Industrie aufgebaut worden, ist groß geworden und hat viel Geld verdient an der Landwirtschaft. Wenn man sich aber auf die Möglichkeiten besinnt, die so ein Hof selber hervorbringen kann, wird man bescheiden. Aber man wird auch ergriffen von der Aktivität, die das alles möglich macht. Laubfutter aus den Hecken: Da hat man die ganze Mineralstoffkette in den Händen, die es von der Industrie als einzelne Mittelchen teuer zu kaufen gibt. Das hat mich schon sehr befeuert und beflügelt, das es so auch gehen kann. Wir sind dann mit der damals sehr kleinen norddeutschen Arbeitsgemeinschaft zusam-

mengekommen, es gab da 35 Höfe, die so wirtschafteten. Später trafen wir uns regelmäßig einmal im Monat, betrieben Studienarbeit und tauschten Erfahrungen aus. Dort kam eine Gemeinschaftsbildung zustande.

MARGRET SCHARMER: Das war eine wirkliche Lebensschule damals – mit Dr. Nikolaus Remer vom Bauckhof. Meine Eltern sind immer an dem Tag zu uns gekommen und haben die Kinder betreut. Das hat uns sehr geholfen, diese Idee durchzutragen.

DIETER SCHARMER: Es gibt beim Austrieb der Tiere – Ende April, Anfang Mai – immer die Gefahr, dass die Tiere erkranken und starrkrampfartige Symptome zeigen, Tetanus, und wenn dann nicht sofort Calcium-Infusionen gegeben werden, sterben sie innerhalb von einer Stunde. In einem Jahr hatten wir fünf solcher Todesfälle. Ich suchte damals nach Alternativen und bin durch einen Freund auf die biologisch-dynamische Arbeit aufmerksam gemacht worden. Ich habe mir verschiedene Höfe angeschaut. Was mich überzeugt hat, war die Begeisterung, mit der diese Menschen ihren Hof bewirtschafteten. Und ich habe eben auch gesehen, dass es möglich ist. Das hat uns immer wieder befeuert und Kraft gegeben, uns gegen den Strom zu stellen. Wir haben auch eine gute Hand gehabt, mit Menschen umzugehen. Es war immer eine sehr tüchtige Mannschaft hier auf dem Hof, die viel hier hereingetragen hat. Z. B. Die Weihnachtsspiele durch die ehemaligen Waldorfschüler, lange bevor wir die Waldorfschule kannten.

Jetzt im Alter empfinden wir eine große Dankbarkeit für das, was gelungen ist. Da braucht man nicht nur uns anzugucken, sondern alle, die die Steine zusammengetragen haben. Das erleben wir auch besonders daran, wie die junge Generation in die Aufgaben hereingewachsen ist. Natürlich wird heute vieles anders gemacht als damals, aber die Aufgaben und Anforderungen sind heute ja auch ganz andere. Heute steht die kollegiale Zusammenarbeit viel mehr im Vordergrund. Daraus ergibt sich z. B. die Notwendigkeit, sich menschenkundlich auszubilden. Das haben wir damals schon empfunden und ich bin dankbar, dass wir die Gelegenheit zur menschenkundlichen Betätigung hatten. Das berührt den Kern der Zusammenarbeit. Wir merken, dass das Aufeinander-Angewiesen-Sein, bis ins Finanzielle, heute

für solche Betriebsgemeinschaften ein harter Prüfstein ist. Wir haben hier miterlebt, was vor etwa 20 Jahren mit der Hilfe von unserem Sohn Claus-Otto angefangen hat. Die Begleitung solcher sozialen Prozesse ist sehr, sehr nötig.

MARGRET SCHARMER: Das ist ein echter Lernweg vom Landwirtschaftlichen her, aber auch vom Sozialen her. Du kannst nie deine Füße auf den Tisch legen, sondern bist immer Glied einer Gemeinschaft. Wir konnten damals zu zweit die Entscheidungen treffen und waren uns dann auch einig. Jetzt sind wir aber zwölf Leute, die gemeinsam zu Entschlüssen finden müssen. Und so ein Hof ist enorm vielseitig – wir haben z. B. ja schon seit ein paar Jahrzehnten die Milchverarbeitung. Man muss immer wieder schauen: Wie kommen wir finanziell zurecht? Es gibt ja immer wieder Engpässe. Müssen wir unsere Schwerpunkte evtl. verlagern? Solche und ähnliche Fragen stellen sich immer wieder und sie müssen in geeigneter Form beantwortet werden. Mit Hilfe unserer Prozessbegleiter haben wir das Bewusstsein entwickelt: Jeder muss individuell streben und man muss zugleich ein gemeinsames Ziel haben. Das ist eigentlich pfingstliche Gemeinschaft. Für uns ist das ein richtiger Übungsweg. Und da stehen wir mit unserem ganzen Leben mitten drin.

ULRICH MEIER: Mich hat bei Ihrem Erzählen besonders beeindruckt, wie geduldig Sie Ihren Entschluss immer wieder durchgetragen haben. Sie erzählten, wie Sie für die Idee der biologisch-dynamischen Landwirtschaft entzündet wurden. Dann kamen manche Ereignisse von außen, wie z. B. die beiden Brände, die alles in Frage stellten. Man lernt durch das Schicksal, dass man die Dinge nicht allein aus dem Willen herausbringen kann, sondern man muss Glück und Gottvertrauen haben und auf die Gemeinschaft mit den anderen Menschen vertrauen.

DIETER SCHARMER: Der schwerste und umfänglichste Entschluss meines Lebens war ja, einen anderen Weg in der Landwirtschaft zu gehen. Das war für mich weitaus schwerer als jetzt den Hof gemeinnützig zu machen.

MARGRET SCHARMER: Auf so einem Hof leben ja auch immer alle Generationen zusammen, was nicht immer ganz einfach ist. Deshalb haben wir uns

überlegt, als wir älter wurden, dass wir keine „meckernden Alten“ werden wollen. Wir haben diesen Hof ja so stark geprägt, so dass wir darin eine große Gefahr sahen. Wir haben uns entschlossen, beide noch einmal etwas völlig Neues zu lernen. Mein Mann ist Konfliktlotse geworden, hat eine Ausbildung gemacht und ist dann auf Höfe gegangen und konnte dort in manch einer menschlichen wie wirtschaftlichen Notlage helfen – natürlich auch aufgrund seiner großen Erfahrung. Und ich habe über vier Jahre eine Feldenkrais-Ausbildung gemacht und arbeite jetzt mit den Betreuten hier auf dem Hof und gebe Kurse. Und wir haben den großen Garten übernommen. Auf diese Weise haben wir eine gute Möglichkeit gefunden, zu verhindern, dass wir auf die Entscheidungen der nächsten Generation Einfluss nehmen. Das ist ja oft auf den Höfen eine große Schwierigkeit.

DIETER SCHARMER: Für mich war es von großem Vorteil, dass ich dieses Haus bauen musste. Ich saß oben auf dem Dach und hatte Arbeit genug für ein ganzes Jahr. Und jetzt kümmern wir uns zusammen um den großen Garten und ich bin auch noch im Wald tätig – wenn auch viel zu wenig. Ich habe also meine Aufgaben ...

ULRICH MEIER: Das ist etwas, was wir unbedingt auch in unserer Ausbildung vermitteln müssen. Es ist ja ein Kernproblem in der Zusammenarbeit zwischen Jung und Alt, durchaus auch in unseren Gemeinden, in den Kollegien.

MARGRET SCHARMER: Ja, das ist ein Punkt, wo man wirklich und vor allem auch rechtzeitig hingucken muss. Wir haben uns sehr genau überlegt, wie wir uns einerseits so herausziehen, ohne völlig das Interesse zu verlieren und andererseits, wie wir diese junge Mannschaft hier aktiv stützen können – wenn sie das wollen. Es war wichtig, dass wir etwas anderes intensiv ergriffen haben und das ist ganz gut gelungen.

Ich höre es inzwischen in der internationalen Bäuerinnenarbeit, dass unser Beispiel durchaus Schule macht. Man muss es aber wirklich schon früh genug vorbereiten – man braucht etwas, auf das man sich freut. Es ist wieder dieses Nach-vorne-Schauen – nicht zu fragen: Was habe ich verloren?, sondern: Welche

Fähigkeiten, welche Möglichkeiten habe ich noch? Zu der Zeit, als ich die Feldenkrais-Ausbildung anging, habe ich ja noch das Büro gemacht und da hat mein Mann mich stark unterstützt, dass ich das beides unter einen Hut bekam. Das ist einfach wichtig, dass man sich immer gegenseitig unterstützt.

DIETER SCHARMER: Auch der Austausch, den wir ja seit unserer gemeinsamen Studienarbeit mit Nikolaus Remer gepflegt hatten, war uns immer wichtig. Überhaupt, dass man Dinge gemeinsam erlebt und dann miteinander darüber spricht.

MARGRET SCHARMER: Ja, das ist wirklich eine Kunst, eine Ehe zu pflegen. Bei uns war es ja so, dass wir auch immer zusammengearbeitet haben und ich als Frau hatte ein enorm breit gefächertes Aufgabenfeld, mit der Kindererziehung, all den schulischen Verpflichtungen, musste den großen Haushalt führen, einkochen usw., all die Leute auf dem Hof betreuen, alle die krank sind – ich habe ja immer Medikamente für Menschen und Tiere gemacht. Da musste ich wirklich sehr bewusst schauen: Wo bleibe ich selbst und wo habe ich noch Zeit für die Ehe? Da war dann der sogenannte „LeMiMo“, der letzte Mittwoch im Monat, immer etwas ganz besonderes für uns. Meine Eltern haben an diesen Tagen die Kinder versorgt, so dass wir wirklich regelmäßig an der Studienarbeit teilnehmen konnten. Und wenn wir dann nach Hause gekommen sind, haben wir uns darüber ausgetauscht: „Was hast du verstanden, was habe ich verstanden – was haben wir gelernt, was davon wollen wir auf dem Hof ergreifen?“

Wir dürfen jetzt erleben, dass unsere Kinder heute nicht fragen: Was kann ich vom Hof bekommen?, sondern: Wie kann ich meine Fähigkeiten zum Wohle des Hofes einbringen, damit er über die Runden kommt? Es ist für uns sehr beglückend, dass jeder seine individuellen Fähigkeiten einbringt; das ganze Gewicht ist eben auf mehr Schultern verlagert.

